**Zeitschrift:** Hochparterre : Zeitschrift für Architektur und Design

**Herausgeber:** Hochparterre

**Band:** 33 (2020)

**Heft:** 11

**Rubrik:** Ansichtssachen

**Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

**Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

**Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

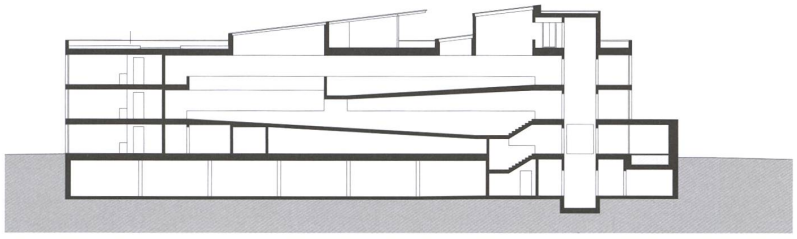
**Download PDF:** 13.07.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch**

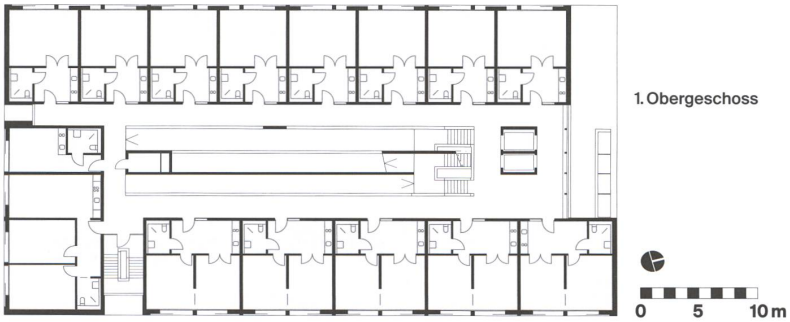
Barrierefreier Neubau im Berner Rossfeld.

Rampenhaus statt Treppenhaus: barrierefrei, aber hart und kalt.

Geschwungene Wege, grosser Unterstand und Staudenbeete: der grosse Dachgarten.



Schnitt




1. Obergeschoss

# Das Rampenhaus

Leicht geneigt führt der schwarze Asphalt nach oben. Betonwände, Betonbrüstungen, Betondecken, Geländer aus unbehandeltem Stahl. Die minimalistischen Leuchten vor den 45 Wohnungseingängen brennen auch tagsüber. Die Rampen davor sind 25 Meter lang. Sie nehmen sich selbst das meiste Tageslicht, das durch das Dach in den hinteren Teil der Halle fällt. Ein Atrium mit grossem A, eine brutalistische Kegelbahn in XXL. Und mit viel $CO_2$. Warum baut man im Jahr 2019 so etwas? Ein Grund: Die Bewohner im Rollstuhl sollen barrierefrei zu ihrer Wohnung gelangen, und zwar erlebnisreich und an der Seite ihrer gehenden Gäste. Das ist spektakulär gelungen. Wo die Architekten in dieser düsteren Halle wohl «die bewegte Leichtigkeit einer sonnendurchfluteten, luftigen Landschaft» sehen? Eine magere Erklärung ist der vom Investor eingesparte Baum unter dem Oberlicht.

Rampen statt Treppen – das hat nicht jedes Haus. Sein Charakter ist ein Erbe des Ortes. Das Rossfeld auf der Enge-Halbinsel im Norden Berns ist Ende der 1960er-Jahre entstanden: ein Ausbildungs- und Wohnheim für Behinderte plus Schwesternschule. Eher funktionalistische als brutalistische Kuben, von niedrigen Trakten zur Grossform verbunden, alle zehn Jahre erweitert und heute teilweise vom Abbruch bedroht. Dieser Ort, von Grün umgeben, hat schon bessere Zeiten gesehen. Die Gebäude stammen von Willi Althaus. Auch der Neubau mit Rampe kommt aus seinem Büro, das einer seiner Enkel mitführt. Menschen mit Beeinträchtigung sollen hier selbstständig wohnen und gezielt die Dienste des Heims nebenan in Anspruch nehmen können. Der Bau ersetzt ein kleines Personalhaus und möchte Teil des alten Ensembles sein.

Aber irgendwie auch nicht. Der Eingang liegt an der Strasse und nicht auf der Parkseite. Und die Waschküche liegt fensterlos im Keller statt am Licht. Der Grund für beides: Es solle kein Heimgefühl aufkommen, die Individualität der Bewohner im Vordergrund stehen. Ganz oben blüht dann allerdings doch die Gemeinschaft: Ein Dachgarten mit geschwungenen Wegen, Unterstand, üppigen Staudenbeeten und grossartiger Aussicht ersetzt private Balkone. Das Äussere des Gebäudes stimmt ratlos. Die in warmem Farbton verputzte Aussenwärmedämmung und die dunklen Holzgitter vor den grossen Fenstern haben mit dem Bestand ebenso wenig zu tun wie mit der kräftigen Rampenwelt im Innern. **Axel Simon, Fotos: Alexander Gempeler**

**Wohnen im Rossfeld, 2019**
**Reichenbachstrasse 120, Bern**
Bauherrschaft: **Anlagestiftung Ecoreal, Zürich**
Architektur: **Althaus Architekten +, Bern**
Bauleitung: **Jordi Partner, Bern**
Auftragsart: **Initiative der Architekten, 2013**
Bauingenieure: **Reinhard + Partner, Fraubrunnen**
Gesamtkosten (BKP 1–9): **keine Angaben**
Kosten (BKP 2 / m³): **Fr. 520.–**

Jörg Boner renovierte die Schweizer Botschaftsresidenz in der sudanesischen Hauptstadt Khartum und richtete sie neu ein.

Unter der Wolkenlampe von Susi und Ueli Berger kombiniert Jörg Boner seine Sitzmöbel für Wittmann mit einem Sessel von Big-Game und einem Objekt von Kueng Caputo.

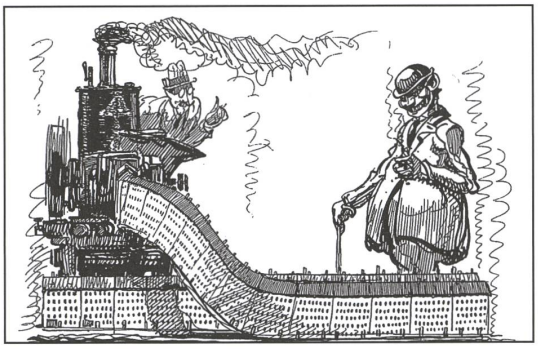
# Ein Schaufenster für Schweizer Design

Als Orte der Begegnung mit dem Gastland bilden die Auslandsvertretungen des Bundes auch das kreative Schaffen der Schweiz ab. Viele Bauten und ihr Interieur wurden und werden von Schweizer Architekten und Designerinnen entworfen. Das verantwortliche Bundesamt für Bauten und Logistik will, dass das Erscheinungsbild der Schweiz im Ausland Werte wie Innovation, Präzision, Qualität und Weltoffenheit ausstrahlt.

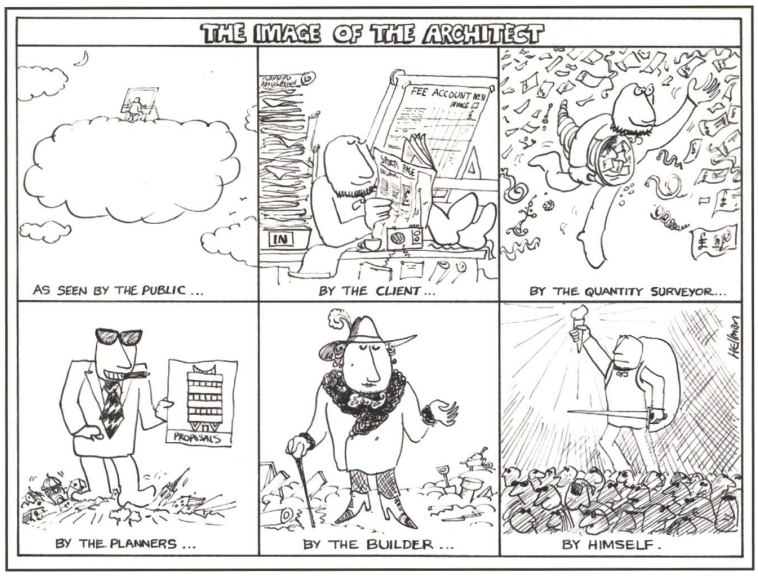
Nun dienen Botschaften und Residenzen nicht nur für diplomatische Zwecke, sondern auch für Ausstellungen, Konzerte, Lesungen oder Treffen von Wirtschaftsverbänden. So auch die Räume für die offiziellen Empfänge in der Repräsentanz der sudanesischen Hauptstadt Khartum, die Jörg Boner neu gestaltet hat. Der Designer hat diesen Arbeitsort als geschmackvolles ‹Schaufenster in die Schweiz› eingerichtet und will damit Einblick in die aktuelle Gebrauchsgüterkultur und Kreativwirtschaft geben. Ein langer Hauptraum für den Ess- und Arbeitsbereich ist auf beiden Schmalseiten von zwei Salons flankiert; die geschlossene Veranda grenzt – gleich einem Seitenschiff – räumlich zu Terrasse und Garten ab. Boner mischt Positionen von Margrit Linck bis Kueng Caputo, von Max Bill über Baltensweiler bis Christoph Hefti, Big-Game und Adrien Rovero – mehr als dreissig Gestalterinnen und Unternehmen sind vertreten. Jörg Boner selbst bekam eine Carte blanche, eine Auswahl seiner Arbeiten als Produktdesigner für Firmen wie Oluce, Schätti Leuchten, Wittmann oder Sitzfeldt zu zeigen – inklusive seiner für den Ort entwickelten Sonderanfertigungen aus Holz, die Tossa umgesetzt hat.

Jörg Boners Auswahl bietet an, Design aus der Schweiz als Ergebnis von Austausch zu verstehen: Alle in Khartum vertretenen Kreativen und Firmen schärfen ihr Denken und Handeln für neue Lösungen im internationalen Kontext. Genauso wie die Eidgenossenschaft kulturelle, wissenschaftliche und wirtschaftliche Verbindungen mit ihren Gastländern pflegt, bedeutet Design per se Vernetzung. Nimmt man den länderübergreifenden Wissenstransfer als roten Faden, kann man in Boners Interieur auch den Kanon der Schweizer Klassiker anders lesen. Seine Selektion zeigt beispielhaft, wer Herkunft und Internationalität seit den 1940er-Jahren erfolgreich verbunden hat. Und sie schlägt Stimmen von heute vor, die das Potenzial haben, die Designgeschichte in diesem Sinn fortzuschreiben. **Stephanie Ringel, Fotos: Milo Keller**

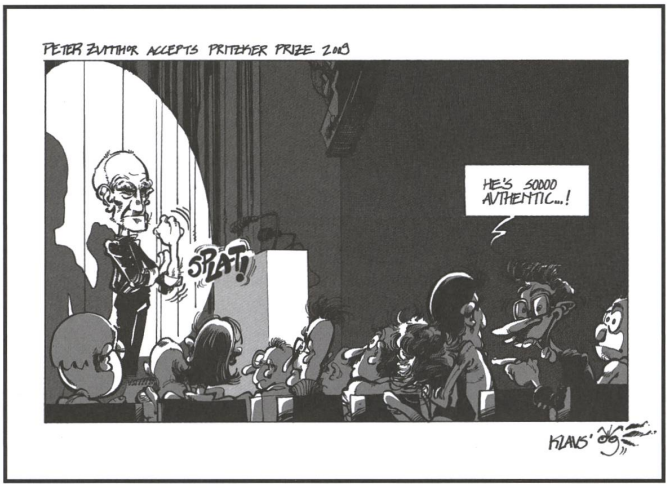
**Neumöblierung der Empfangsräume der Schweizer Botschaftsresidenz in Khartum (Sudan), 2020**
Bauherrschaft: **Bundesamt für Bauten und Logistik, Bern**
Renovation und Einrichtung: **Jörg Boner, Zürich**
Nutzer: **Eidgenössisches Departement für auswärtige Angelegenheiten**



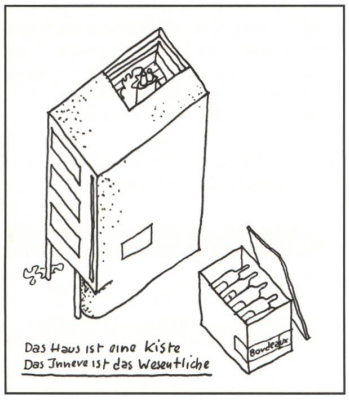
**A. Paul Weber, Mietskasernenproduktion, 1923.** Quelle: Hjalmar Kutzleb, Der Zeitgenosse, Leipzig 1923.




**Louis Hellman, The Image of the Architect, 1983.**
Quelle: The Architect's Journal 9 march 1983 N. 10 Vol. 177-S.




**Klaus, Peter Zumthor accepts Pritzker Prize, 2009.**
Quelle: Klaus Toons.




**Alfred Roth, Weissenhofsiedlung, 1927.**
Quelle: Alfred Roth, Zwei Wohnhäuser von Le Corbusier und Pierre Jeanneret, Akadem. Verlag Dr. Fr. Wedekind & Co., Stuttgart 1927 / GTA-Archiv.

# Scharfe Linien

Wir haben nicht viel zu lachen in diesen viralen Zeiten, insbesondere seit Gesichtsmasken den Blick auf unsere Münder verdecken. Da kommt die Ausstellung von Andri Gerber an der ZHAW in Winterthur gerade recht. Der Professor für Städtebaugeschichte nutzt in seinen Vorlesungen seit vielen Jahren Karikaturen, um baukulturelle Zusammenhänge auf den Punkt zu bringen. Nun hat er die prägnantesten Beispiele aus seinem Fundus zusammengetragen und stellt sie in einer kleinen Schau aus. Dass kein Museum seine Ausstellung zeigen wollte, zeugt vom schwierigen Verhältnis zwischen der seriösen Architektur und dem flüchtigen Cartoon. Doch das Lachen ist bitter nötig.

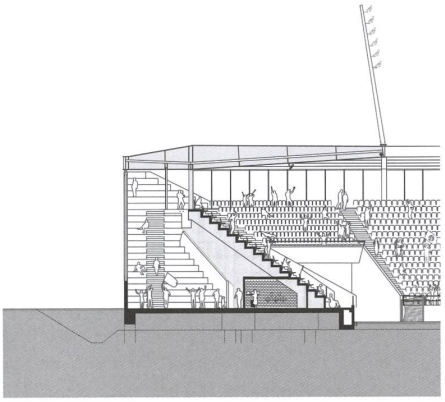
Im 19. Jahrhundert erfuhr die Karikatur, wie wir sie heute kennen, grössere Verbreitung. Bald schon geriet die Architektur in ihren Fokus. Insbesondere die Moderne kriegt in vielen Zeichnungen ihr Fett weg, etwa wenn Alfred Roth das Maison Citrohan in der Weissenhofsiedlung in Stuttgart mit einer Kiste Bordeaux vergleicht. Zeichner wie Paul Weber nehmen die industrielle Bauproduktion auf die Schippe, indem sie Häuser vom Förderband laufen lassen. Und schon seit Leonardo da Vinci nutzen auch Architekten selbst den pointierten Bleistift, um sich über Werk und Theorie ihrer Kollegen zu mokieren. Aldo Rossi zeichnete 1975 die ‹architecture assassinée›, die angegriffen von den Kritikern klirrend zerfällt.

Die Ausstellung spannt den Bogen international vom New Yorker Cartoonisten Alan Dunn über den österreichischen Kritiker Gustav Peichl bis zum Winterthurer Ruedi Widmer. Neben der baukünstlerischen und gesellschaftlichen Kritik an der Architektur stehen die Entwerfer selbst im Fadenkreuz der Karikaturisten. Le Corbusier wird spöttisch als Heiliger vergöttert, Peter Zumthor als authentisch gefeiert, auch wenn er dem Publikum mürrisch die Faust zeigt. 1983 zeichnete Louis Hellman die unterschiedlichen Fremdbilder des Architekten, wie sie heute als Meme zu vielen Berufen durch die sozialen Medien geistern: Die Öffentlichkeit sieht ihn als Gott, der Bauherr als Faulenzer und der Architekt sich selbst als einsamen Kämpfer in der grauen Masse.

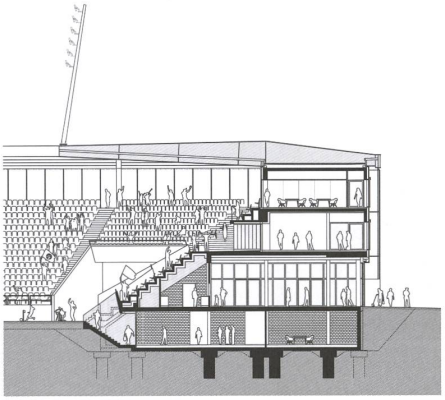
Wie in jeder Überspitzung liegt auch in diesen Bildern ein Körnchen Wahrheit. Die gute Karikatur schält es messerscharf heraus und kitzelt die ewige Architektur mit vergänglichem Humor, um das Denken anzuregen. Gerade in so ernsthaften Zeiten wie diesen brauchen wir mehr Karikaturen – und nicht weniger, wie die ‹New York Times› letztes Jahr entschied. Auch wenn der eine oder die andere düpiert ist. **Andres Herzog**

**Ausstellung ‹Architektur und Stadt im Spiegel der Karikatur›**
Kurator: **Andri Gerber**
Ort: **Halle 180, ZHAW, Winterthur**
Datum: **bis 26. Februar 2021**

Wer das Stade de la Tuilière in Lausanne einmal gesehen hat, weiss: Das ist das mit der Ecke.



Schnitt Tribüne.



Schnitt Tribüne und Räume.

Platz für 12 000 Fussballfans: Spielfeldgrösse und Anzahl Zuschauer geben die Dimensionen des Stadions vor.

# Der Mehrwert der fehlenden Ecke

Das Spielfeld ist gross, der Spielraum klein. Wer ein Stadion baut, ist den Fussballverbänden und den Zwängen der Fussballgesetzgebung untertan. Das normierte Feld und die Zahl der Besucher, in Lausanne sind es 12 000, diktieren die Dimension der Schüssel. Da das Spielfeld rechteckig ist, ergibt sich ein mächtiger Quader, genauer vier rechtwinklig aneinanderstossende, nach innen geneigte Zuschauerränge, die aussen einen geschlossenen Block bilden.

Das Stade de la Tuilière ist ein Massstabssprung am Stadtrand von Lausanne. Schon von Weitem erblickt man am Horizont die dunkle Masse des Stadions; es ist ein Gigant im Vergleich zu den Gebäuden ringsum. Lang gestreckt steht da eine Glaswand, oben durch einen schwarzen Balken vom Himmel getrennt. Doch nicht die Grösse des Gebildes fasziniert, nein, man sieht zuerst das Sonderbare, den Webfehler, die fehlende Ecke. Wo der Betrachter eine senkrechte Wand erwartet, ist der Baukörper amputiert. Oben zeichnet das Dach das erwartete Rechteck nach, doch nach unten hin ist die Ecke diagonal weggesägt. Das Ergebnis: eine aufragende, dreieckige Wand, überhängend und nach oben schiessend, ein Keil aus Beton, eine Spitze zum Himmel. Plötzlich wird die Kiste zum Kelch. Ein Blick genügt, und das Stadion ist im Bildgedächtnis gespeichert. Stade de la Tuilière? Das ist das mit der Ecke.

Mit dieser Ecke, genauer deren vier, machen die Architekten den Schritt von der Pflichterfüllung zur Erfindung. Das Stadion nach Vorschrift ist eine Kiste, das von Lausanne ist eine Ikone. Im winzigen Spielraum, der den Architekten blieb, fanden sie eine Gestalt. Künftig werden wir diese Ecke immer wieder antreffen, als grafisches Kürzel, als Verortung im Fernsehen, als Hintergrund des Trainerwechsels. Darüber hinaus: Schöner betonieren kann man nicht. Die Baumeister haben hier ein Denkmal ihres Berufsstolzes hinterlassen. **Benedikt Loderer, Fotos: Ariel Huber**

**Stade de la Tuilière, 2020**
**Route de Romanel 10, Lausanne VD**
Bauherrschaft: **Stadt Lausanne, Service des sports**
Generalplaner: **MLZD, Biel; Sollberger Bögli, Biel (Projektleitung: Alain Brülisauer, Bernard Luisier)**
Bauingenieure: **Dr. Lüchinger + Meyer, Zürich**
Baumeister: **Dentan Frères, Lausanne**
Stahlbau und Fassaden: **Sottas, Bulle**
Umgebung: **Kuhn Landschaftsarchitekten, Zürich**
Auftragsart: **einstufiger selektiver Wettbewerb, 2014**
Baukosten (BKP 2): **Fr. 79 Mio.**

Gemeiner Grashüpfer.

Lauchschrecke.

Westliche Beissschrecke.

Italienische Schönschrecke.

Grünes Heupferd.

Blauflüglige Sandschrecke.

Nachtigallgrashüpfer.

Rote Keulenschrecke.

Auf dem Forschungsgebäude im Wald bei Villigen kreucht und fleucht die Biodiversität. Foto: PSI

# Artenreichtum auf dem Röntgenlaser

Fünf Hektar Wald roden? Das darf man nicht: Das Waldgesetz verbietet Rodungen, in diesem Ausmass sowieso. Für den Freie-Elektronen-Röntgenlaser ‹Swiss Fel› des Paul-Scherrer-Instituts (PSI) in Villigen – eine von weltweit vier solchen Anlagen – machte der Bund allerdings eine riesige Ausnahme. Das Projekt sei national bedeutend und der Standort im Wald beim PSI wegen der geringen Erschütterungen der beste.

Nun steht die zweigeschossige, bis zu 50 Meter breite und 740 Meter lange Anlage, eines der längsten Gebäude der Schweiz, mitten im Wald. Zum Ausgleich musste das PSI im selben Umfang naturnahe Flächen schaffen. Das tat es grösstenteils an Ort und Stelle: Der ‹Swiss Fel› wurde mit Aushub überdeckt und auf seinem Buckel eine artenreiche Landschaft angelegt, eine kuratierte Wildnis auf Beton als Lebensraum für die Fauna und Flora des unteren Aaretals. Alles unter strenger Beobachtung: Der Bericht ‹Biologische Erfolgskontrolle› vom Mai umfasst 78 Seiten.

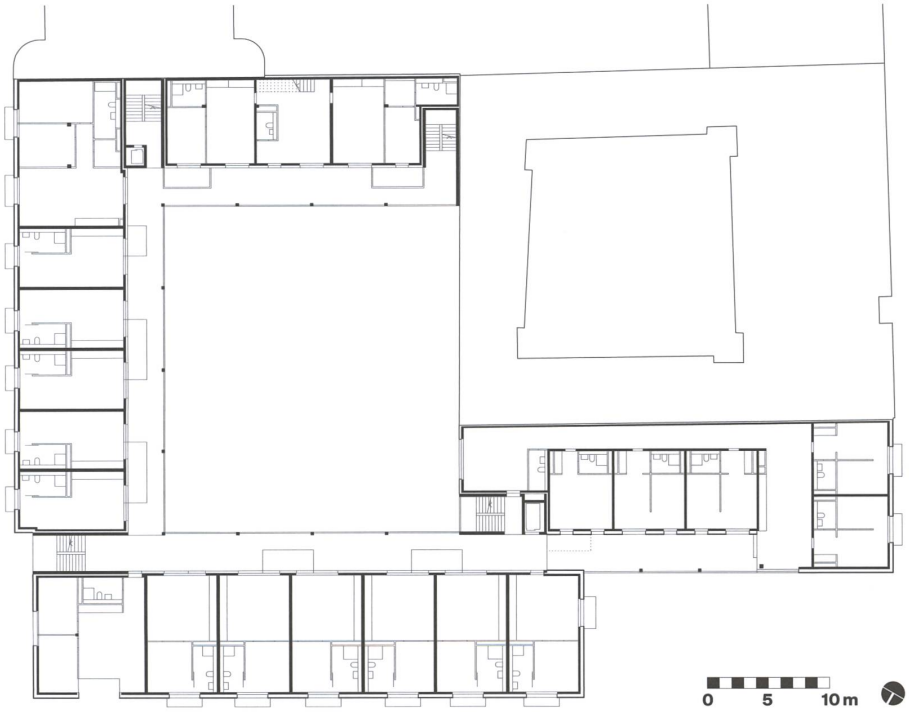
Zur Aussaat kam nur einheimisches Saatgut, ‹kopiert› von Trockenwiesen in der Umgebung und geerntet teils von Hand, teils mit dem vom beteiligten Büro Ö + L entwickelten E-Beetle. Auch frisches Schnittgut legte man aus, in welchem Tiere mitwanderten. Seit 2016 haben sich 200 Pflanzenarten angesiedelt, und die Vielfalt nimmt weiter zu, weil die Vegetation sich langsam verdichtet. Magerwiesen, Wildübergänge, rohe Böden, Böschungen, Waldrandbuchten, Amphibientümpel, Steinhaufen und Baumstrünke begünstigen eine grosse Zahl von Insekten und Amphibien. 14 Heuschreckenarten sind nachgewiesen, mehr als 40 Arten von Tagfaltern und Schmetterlingen, aber auch selten gewordene Gelbbauchunken, Zaun- und Mauereidechsen, Blindschleichen und Ringelnattern. Über die Wege für Wildtiere rennen Rehe, Wildschweine, Füchse und Dachse.

Wer von Biodiversität spricht, hier kreucht und fleucht sie. Eigentlich reden wir von nichts weiter als einer Wiese voller Tiere und Pflanzen aus der direkten Umgebung. Während die Vielfalt durch Landwirtschaft und Bautätigkeit rundherum verarmt und die invasiven Neophyten aus den Gärten der Einfamilienhäuser überhandnehmen, zeigt das ‹Swiss Fel›-Dach, welchen Artenreichtum eine sanfte und sorgsame Begrünung mit sich bringt. **Rahel Marti, Fotos: Tobias Liechti**

**Dachbegrünung**
**Freie-Elektronen-Röntgenlaser ‹Swiss Fel›, 2016**
**Paul-Scherrer-Institut, Villigen AG**
Bauherrschaft: **Paul-Scherrer-Institut, Villigen**
Totalunternehmer: **Arge Equi Fel Suisse (Alpiq Infra, Specogna Bau, Eberhard Bau)**
Umgebungsgestaltung: **Creato, Ennetbaden**
Beschaffung, Ansaat und fachliche Begleitung: **Ö + L, Oberwil-Lieli**
Ökologische Baubegleitung und Erfolgskontrolle: **Sieber + Liechti, Ennetbaden**
Gesamtkosten: **Fr. 275 Mio.**
**(davon Umgebungskosten: Fr. 8,5 Mio.)**

Mitten in den Blockrändern Berlin-Neuköllns schafft der Wohnungsbau von EM2N einen Quartierplatz.

Laubengänge für eine gute Nachbarschaft: Sie sind Erschliessung und zusätzlicher Aussenraum in einem.




1.–3. Obergeschoss

# Leben in der Grauzone

Berlin-Neukölln ist eine grelle Mischung aus arabischen Bäckereien, experimentellen Restaurants und alteingesessenen Kneipen. Ein Kiez voller Reibung, auch städtebaulich: Im Osten prägen Altbauten das Bild, im Westen Grossstrukturen aus den 1970er-Jahren. Mittendrin liegt das frisch bezogene ‹Neue Wohnen an der Briesestrasse›. Neues Wohnen – wie sieht das an einem solchen Ort aus?

Die städtebauliche Antwort von EM2N sind sechs- bis achtgeschossige Riegel, die durch tiefe Laubengänge verbunden sind. Drei der vier Riegel öffnen sich zum Hof, der mit der Brandwand des Altbaus abschliesst. Der vierte stösst bis zur Parallelstrasse vor. Hier blickt der Laubengang nach aussen. An den Schnittstellen liegen offene Treppenhäuser. Diese Geste lädt zum Betreten ein. Durch den Rücksprung des Riegels entsteht ein kleiner Vorplatz – ein Ort mit Potenzial, später soll ihn ein Café beleben.

Ende März stehen hier Möbelwagen. Die Sofas schleppen sich auch in pandemischen Zeiten nicht von allein. Es schneit, und die Wolken ergänzen die Fassaden aus Sichtbeton und Aluminiumblech zu einer kühlen Komposition in Grau. Diesem Farbregime folgen auch die Laubengänge, deren helle Böden von dunkelgrau gestrichenen Flächen unterteilt sind. Unbewohnt und in diesem Licht wirkt das Haus zugig und karg.

Ein zweiter Besuch im Mai überrascht: Die Kargheit ist einer Fülle gewichen. Von den französischen Balkonen und in den Laubengängen grüssen unzählige Pflanzkübel, Stühle und Tische. Die unscheinbaren Flächen auf den Lauben, die die Balkone der 101 Wohnungen ergänzen, sind das räumliche Plus des klugen Entwurfs. Dass die Aneignung durch die Bewohnerinnen so rasch vorangeht, mag auch am Lockdown liegen.

Nach einem halben Jahr sind die Bewohner bereits gute Nachbarn und Freunde geworden. Erschliessung und halbprivaten Aussenraum kombinierend, sind die Laubengänge ein Katalysator für menschliche Beziehungen – für den Berliner Wohnungsbau eine kleine Revolution. Hier verwirklicht sich eine neue Art von Wohnen: urban, aber nicht anonym. **Anna Derriks, Fotos: Andrew Alberts**

**Neues Wohnen an der Briesestrasse, 2020**
**Briesestrasse 19 / Kienitzer Strasse 26, Berlin**
Bauherrschaft: **Stadt und Land, Berlin**
Architektur: **EM2N, Berlin (Mathias Müller, Daniel Niggli, Verena Lindenmayer, Henrike Kortemeyer)**
Landschaftsarchitektur: **Man Made Land, Berlin**
Auftragsart: **Wettbewerb auf Einladung, 2015**

Wandleuchte aus den Resten des 3-D-Drucks: Die organische Form weckt Erinnerungen an den Jugendstil.

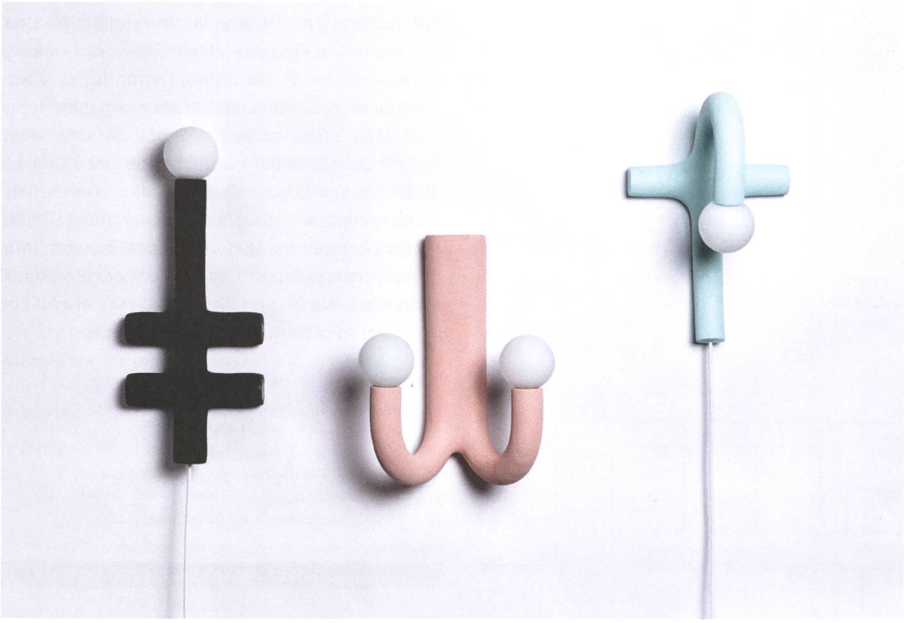
# Heisser Draht in Sand und Nylonpulver

Fabio Hendry erkundet die Grenzen zwischen industrieller Herstellung und Handarbeit. Der Bündner Designer und Materialforscher hat ein Verfahren entwickelt, das Nylonpulver aus dem Selektiven Lasersintern wiederverwertet. Er legt einen dünnen Draht in eine mit Quarzsand und Nylonpulver gefüllte Box und setzt ihn unter Strom. Dabei entstehen Temperaturen von bis zu 300 Grad Celsius. Je länger die Batterie angeschlossen bleibt, desto mehr Material verschmilzt um den Draht herum. «Das Biegsame des Drahts und das Fluide des Pulvers werden fest und finden eine ideale organische Struktur», erzählt der Designer. Heraus kommen hybride Dinge, die Produkt, Skulptur und Installation verbinden. Fabio Hendry hat sie über die letzten vier Jahre gemeinsam mit dem Südkoreaner Seongil Choi im Londoner Studio Ilio studiert. Aus der Idee, mit weiteren experimentellen Materialrecherchen eine Dienstleistung zu machen, wurde indes nichts. «Ich fragte mich auch, wie sinnvoll es ist, als Designer so stark in die Materialforschung einzusteigen und in Konkurrenz mit grossen Firmen zu treten.»

Nun wagt er einen Neustart. In drei Bereichen will Hendry künftig Produkte und Dienstleistungen anbieten. Alle bauen auf dem Hot-Wire-Verfahren auf – dieses eröffne Möglichkeiten über das Experiment hinaus. Er fächert die Bereiche auf: Skulpturale Objekte entwickelt er als Unikate für Designgalerien wie Okro. Raumspezifische Lösungen für Möbel und Beleuchtungen konzipiert er zusammen mit Innenarchitekten und Architektinnen auf Mass. Und die geometrischen und kontrollierten Entwürfe, wie sie jüngst die ‹Hotel Light Series› zeigen, kann er mithilfe von vordefinierten Schablonen in kleinen Serien herstellen. Fabio Hendry hat sie als Leuchten zur Marktreife gebracht. Die organischen Formen der Wandleuchten dieser Kollektion verbinden die Erinnerung an den Jugendstil mit einem Verfahren, das auf den Resten des 3-D-Drucks aufbaut.

**Meret Ernst, Fotos: Fabio Hendry**

**Leuchten ‹Hotel Light Series›, 2020**
Design, Entwicklung und Produktion: **Fabio Hendry, Hot Wire Extensions, London**
Material: **Quarzsand, rezykliertes Nylonpulver**
Abmessung: **50 × 25 × 10 cm**
Farben: **Anthrazit, Aqua, Creme, Zitrone, Rosa und Grau**
Vertrieb **Hot Wire Extensions, London**

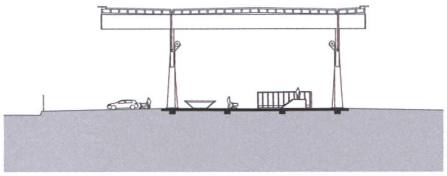


Die Leuchten der Kollektion ‹Hotel Light Series› stellt Fabio Hendry mithilfe von Schablonen in kleinen Serien her.

Der 120 Meter lange Recyclinghof in Emmen steht zwischen Strasse und Autobahn.

Erdgeschoss mit Umgebung.

Die purpurroten Stahlstützen wechseln in der Mitte elegant ihre Richtung.



Querschnitt

0 10 20 m

# Der Abfalltempel

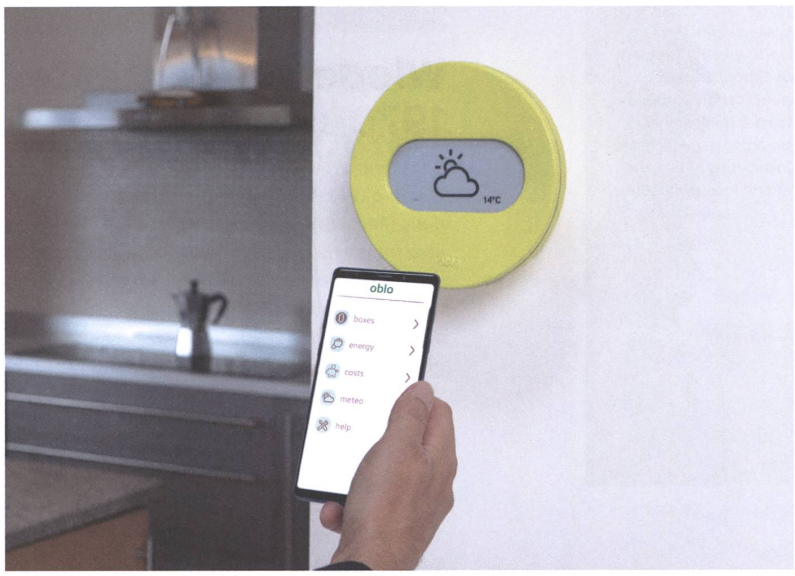
Der Recyclinghof steht am Ende unserer Konsumkultur. Hier trennt man sich von einst lieb gewesenen Dingen und anderem: von der durchgelegenen Matratze, vom kaputten Fernseher und vom klapprigen Gartenstuhl. Meist sind diese Höfe Orte ohne grosse Relevanz. Aus den Augen, aus dem Sinn, lautet die Devise. Nicht so in Emmen. Neben der Autobahn, just dort, wo einst Abfall deponiert wurde, haben Huber Waser Mühlebach Architekten ein 120 Meter langes Recyclingcenter gebaut, das Zweck und Kultur gekonnt vereint.

Eine durchlaufende Betonplatte ist das Fundament dieser Akropolis der Entsorgung. Darauf stehen purpurrote Stahlstützen, die die Halle aussteifen und ihre Ausrichtung in der Mitte gewandt ändern. Der Fuss macht sich schlank, damit Platz für die Ein- und Ausfahrt bleibt. Oben wird das Auflager breit, um die mächtigen Doppelträger aus Holz zu halten, die quer durch die Halle laufen. Dazwischen schimmert das Tageslicht hindurch und wirft zwölf Meter weiter unten helle Streifen auf den Boden. Das weit auskragende Dach schützt beim Ausladen und trägt in der Horizontalen kräftig auf.

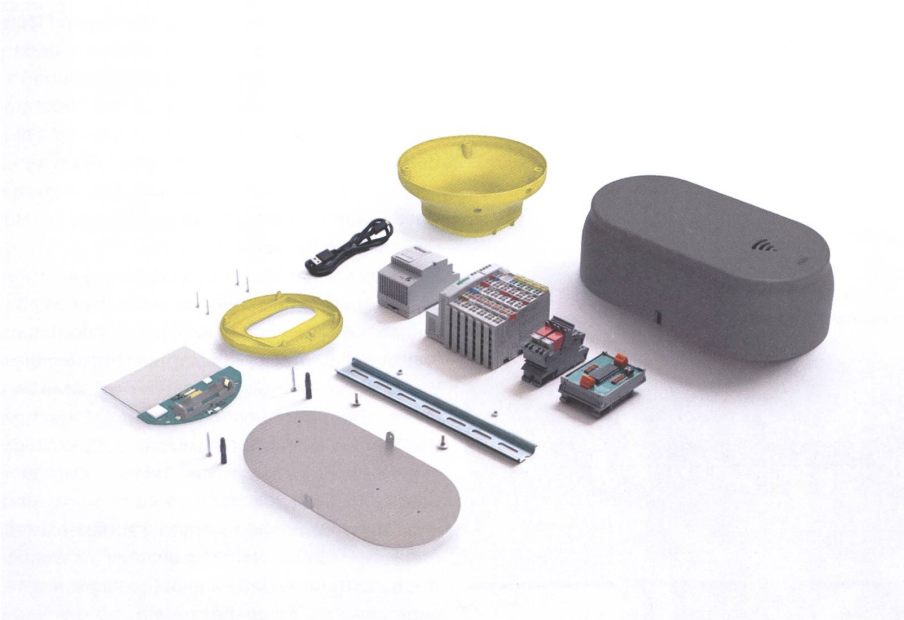
Subtil balanciert das Gebäude zwischen Werkhof und Tempel, zwischen Brauchen und Bedeuten, zwischen gewerberobust und holzlattenfein. Auch die Abfallwirtschaft verdient Architektur, lautet das baukulturelle Statement. Vor allem ist der Bau aber auch: hochflexibel. Zwischen den Stützen ist Platz für drei Container. Die luftige Höhe lässt Raum für den Kran oder ein Zwischengeschoss. Die Halle kann verkürzt, verlängert oder sogar demontiert werden – zumindest theoretisch. Denn die Nachbarschaft ist im Wandel. Die nahe Kehrichtverbrennungsanlage wird abgebrochen, die Autobahn soll verbreitert werden.

Neben der grossen Halle steht ein kleines Bürogebäude, in dem die Verwaltung und die Umkleide für die Güselmänner untergebracht ist. Auch dieser Bau ist dank einer Holzkonstruktion mit nur vier Stützen maximal flexibel. Im obersten Geschoss verbringen die Buchhalterinnen und Abfallsortierer ihre Pause. Eine Faltwand macht den Raum auch als Veranstaltungssaal nutzbar. Auf der Loggia erscheint das Symbol der Kreislaufwirtschaft, das die Architekten auch bei den übrigen Fassaden zum Thema machen: eine kreisrunde Öffnung. **Andres Herzog, Fotos: Roland Bernath**

**Recyclingcenter Ibach, 2020**
**Reusseggstrasse 19, Emmen LU**
Bauherrschaft: **Real, Emmenbrücke**
Architektur: **Huber Waser Mühlebach, Luzern**
Auftragsart: **Studienauftrag, 2017**
Holzbauingenieur: **Bachofner, Frümsen**
Baumanagement: **TGS Architekten, Luzern**
Gesamtkosten (BKP 1–9): **Fr. 17,5 Mio.**




Das Barometer des Wärmeregulationssystems Oblo zeigt mit Piktogrammen das Wetter an.



Der Thermostat und die Steuereinheit sind aus wenigen Teilen gefertigt.

Das Display der Steuereinheit zeigt an, ob sie mit dem WLAN verbunden ist.

# Wärme regulieren

Wird es draussen kälter, möchten wir drinnen warme Räume haben und drehen am Thermostat. Schlägt das Wetter um, bleibt die Heizung noch lange viel zu warm, sagt Luciano Dell'Orefice: «Weil Thermostateinstellungen unflexibel sind, wird oft viel mehr Wärme produziert als eigentlich benötigt.» Gemeinsam mit dem Ingenieur Xavier Aymon hat der Designer ein einfaches Wärmeregulationssystem für Wohnräume entwickelt. «Wetterumschwünge sind absehbar, und die Daten, die sie voraussagen, können genutzt werden», so Dell'Orefice. Genau das tut Oblo. Das System greift Wetterdaten ab und antizipiert so, wie kräftig geheizt werden muss.

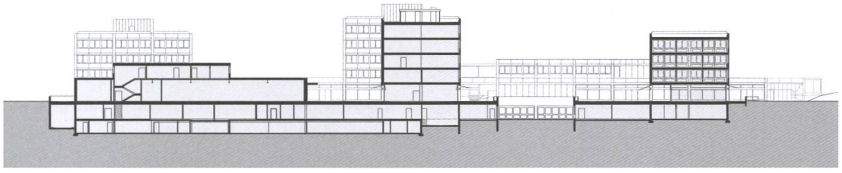
Oblo setzt sich aus drei Komponenten zusammen, die über Wi-Fi verbunden und mit jedem Heizsystem kompatibel sind. Die Steuereinheit verbindet das Heizsystem mit dem Internet und bezieht dort die Wetterdaten und Informationen über den aktuellen Strompreis. Daraus berechnet sie die erforderliche Heizleistung. Dabei greift sie auf einen Algorithmus zurück, der sich dank maschinellem Lernen auf der Basis von relevanten Daten eigenständig schreibt.

Installiert wird diese Steuereinheit im Keller, nahe der Heizung. Das Display hängt im Wohnraum und funktioniert wie ein Barometer. Über einfache Piktogramme liefert es den Bewohnerinnen Wetterinformationen. Zusätzlich kann das System über eine App gesteuert werden, die Auskunft gibt über den Energiebedarf und die aktuellen Kosten. Der Blick auf die App sollte die Benutzer freuen: Dank der Prognose und der darauf reagierenden Steuerung sind Energieeinsparungen zwischen 15 und 20 Prozent möglich.

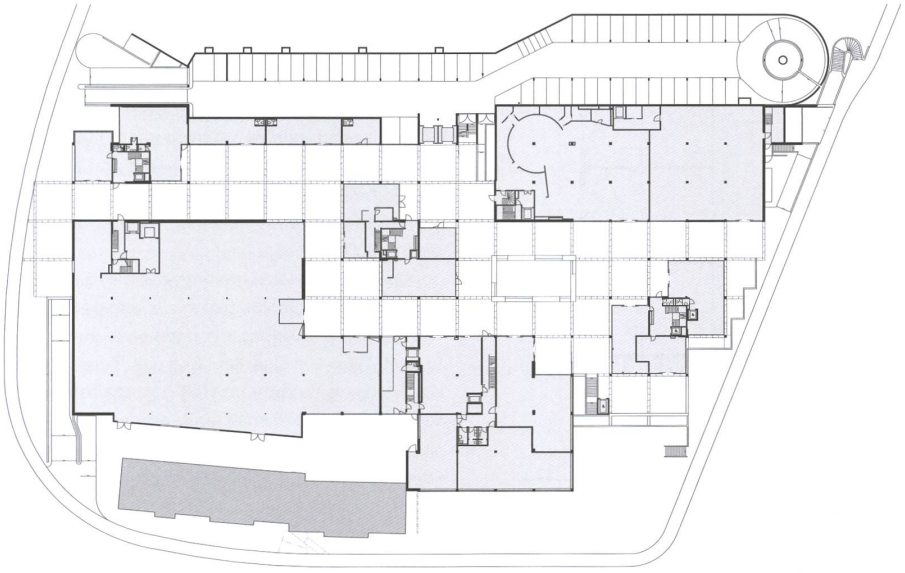
Systeme, die die Heizung mittels Wetterdaten steuern, gibt es bereits. Luciano Dell'Orefice hat für die beiden Displays eine eigenständige Formsprache gefunden. Die Steuereinheit ist in einem ovalen schwarzen Gehäuse verpackt, das auf der Vorderseite angibt, ob das WLAN funktioniert. Das Barometer ist kleiner und steckt in einem gelb gespritzten Gehäuse. Es vermittelt die Wetterphänomene Sonne, Wolken, Wind, Regen und Schnee in einfachen Formen. Der Stromverbrauch des Displays ist minimal – auch hier kann gespart werden. **Meret Ernst, Fotos: Loïc Mathys**

**Wärmeregulationssystem Oblo**
**Oblo wurde für den ‹Energy Efficiency Prize› des Design Preis Schweiz 2019 / 20 nominiert.**
Engineering und Design: **Xavier Aymon (Atelier R2D2), Ayent; Luciano Dell'Orefice, Lausanne**
Material Gehäuse: **PLA**
Preis: **Fr. 5000.– (Oblo Base)**
Bezugsquelle: **www.oblosolutions.com**

Präzise Kuben aus Beton, Fensterprofile aus Kupfer und ein Teppich aus Betonbändern und rötlichen Verbundsteinen: Nach seiner Sanierung zeigt sich das fünfzigjährige Zentrum Witikon in alter Frische.



Längsschnitt



Erdgeschoss (Fussgängerebene).

0 25 50 m

Das aufgefrischte Logo auf den Betonfassaden stammt von Ursula Hiestand.

# Wiederhergestellte 1970er-Jahre

Das Zentrum in Zürich-Witikon wirkt zunächst so, als ob die Architekten das Klötzchenmodell aus dem Massstab 1:500 direkt in die Wirklichkeit übertragen hätten: Der 7,5-Meter-Grundraster ist kompromisslos, alles ist im rechten Winkel konzipiert und aus Betonelementen konstruiert. Hinter dem Projekt stand der Witiker Bauer Karl Ochsner, der Mitte der 1950er-Jahre auf seinem Land vier Wohnblöcke erstellt hatte und sein Eigentum fünfzehn Jahre später mit einem der ersten Einkaufszentren der Schweiz veredelte.

Auf der rigiden Struktur schufen Eberhard Eidenbenz, Robert Bosshard und Bruno Meyer ein starkes Stück Architektur. Geschickt fügten sie die Überbauung in das ansteigende Gelände ein. Auf die mittlere Ebene legten sie den Fussgängerbereich, an der Rückseite setzten sie zwei Parkebenen in den Hang. Eingeschossige Flachbauten nehmen die grossen Läden auf, in den Obergeschossen der vier- bis fünfstöckigen Volumen sind Büros eingerichtet. Die Struktur gespaltener Granitplatten prägte die Schalung der Betonelemente, wodurch diese die Anmutung von Naturstein erhielten. Die äussere Schale der Holz-Metall-Fenster besteht aus Kupfer, das zusammen mit dem Beton und dem textilen Sonnenschutz edel wirkt.

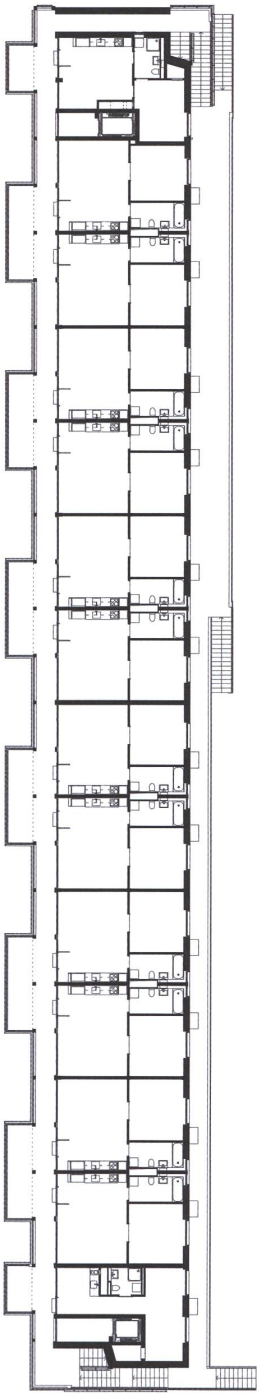
2012 übernahm die Genossenschaft Migros Zürich das sanierungsbedürftige Zentrum. Gemeinsam mit Stücheli Architekten prüfte sie eine Verdichtung mit Aufstockung der Flachbauten. Schliesslich beschränkte sie sich auf eine Sanierung, die in enger Zusammenarbeit mit der Denkmalpflege umgesetzt wurde. Neben der technischen Instandstellung ging es auch darum, den ursprünglichen Charakter des Zentrums Witikon zu bewahren oder wiederherzustellen, wo er beeinträchtigt war. Im Lauf der Zeit hatte die Migros ihren Laden mehrmals erweitert und die Architektur dabei verunklärt. Diese Zutaten hat man nun teilweise rück- und im Geist der 1970er-Jahre neu gebaut. Nur das geübte Auge erkennt den Unterschied zwischen den gereinigten und den neuen Betonelementen. Die neue Erschliessung der Parkebenen fügt sich unauffällig in das Gesamtbild. An den Hochbauten mussten Fenster und Gläser zwar ersetzt werden, doch konnten die kupfernen Vorsatzbleche ebenso wiederverwendet werden wie die Führungsschienen des Sonnenschutzes. Neu ist der Bodenbelag der Fussgängerflächen, aber auch er ist dem Original nachempfunden: Betonbänder zeichnen den 7,5-Meter-Raster nach, die Flächen dazwischen sind mit rötlichen Betonverbundsteinen ausgefüllt. Genau wie 1970. **Werner Huber, Fotos: Lukas Roth**

**Gesamtsanierung Zentrum Witikon, 2019**
**Witikonerstrasse 279–299, Zürich**
Bauherrschaft: **Genossenschaft Migros Zürich**
Architektur: **Stücheli Architekten, Zürich**
Generalplanung: **Sulzer + Buzzi, Winterthur**
Landschaftsarchitektur: **Balliana Schubert, Zürich**

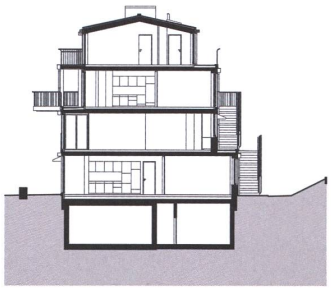
Wie eine Zugskomposition auf dem Abstellgleis steht das neunzig Meter lange Wohnhaus in einer Senke neben dem Bahnhof Winterthur-Töss.

Alle 49 Kleinwohnungen laufen von der Nord- zur Südfassade.

Freitreppen und terrassenartig abgetreppte Decks erschliessen die Wohnungen strassenseitig und vermitteln zu den Nachbarhäusern.



Grundriss 3. Obergeschoss



Querschnitt

0 5 10 m

# Zug oder Schiff?

Das neunzig Meter lange, pistazienfarbene Wohnhaus steht in einer Senke neben dem Winterthurer Quartierbahnhof Töss – wie eine Zugskomposition auf dem Abstellgleis, nur bewohnbar. Es ist eine dichte, eigenständige Wohnmaschine, die sich an der Schiene und nicht an der Strasse orientiert. Auf den südlichen Gleisgraben öffnet sich das Bahnhaus mit gebäudelangen und geschosshohen Fensterreihen, Balkonen, Sitzplätzen und einem Pétanquefeld im mineralischen Garten. Auf der grünen Quartierseite vermitteln Lochfenster und terrassenartig abgetreppte Erschliessungsdecks zu den Nachbarhäusern. Zum Bahnhof und dem in einem alten Güterschuppen untergebrachten Gemeinschaftszentrum hin liegen Gewerberäume im Erdgeschoss und geben dem lauschigen Quartierplatz Halt.

Der Clou sind die kunstvoll versetzten, offenen Laubengänge mit den auffälligen Metallgeländern, welche die 49 Kleinwohnungen erschliessen. An beiden Enden führen einladende Freitreppen auf die schiffartigen Decks, an denen jeweils 14 Zwei-Zimmer-Wohnungen liegen. Die Aussenräume sind schmal, aber trotzdem so breit, dass sie mit einem Tischchen und Stühlen möbliert werden können. Auch die Freiräume nehmen das Konzept des Gegensatzes auf: Grosse Bäume und intensiv bepflanzte Gartenbänder bestimmen den Auftritt zur Quartierstrasse. Der Bahngarten ist von Gleisen und Schotter geprägt: Kiesfelder in unterschiedlicher Rauheit bilden das Substrat für eine farbige und ökologisch reiche Pflanzenwelt.

Hier passt vieles zusammen: die kennzeichnende Idee der Erschliessung zur lang gezogenen Grossform, die Verjüngung nach oben zur Bebauungsstruktur des Quartiers und das Pistaziengrün der Fassade zu den sorgfältig gestalteten Gärten und Aussenräumen entlang der Bahn- und Strassenseite. **Roderick Hönig, Fotos: Arnold Kohler und Christian Schwager**

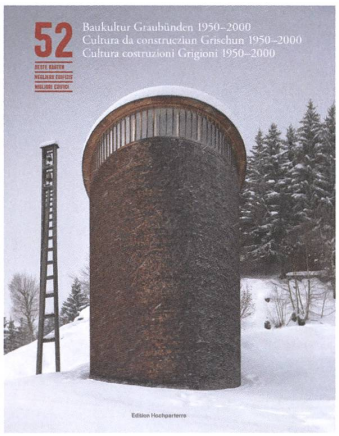
**Mehrfamilienhaus, 2020**
**Tössfeldstrasse 67a und b, Winterthur**
Bauherrschaft: **Luzerner Pensionskasse, Luzern; Halter Gesamtleistungen, Zürich**
Architektur: **Kilga Popp, Winterthur**
Landschaftsarchitektur: **Krebs und Herde, Winterthur**
Auftragsart: **Wettbewerb, 2017**
Baukosten: **Fr. 13 Mio. (gemäss Baubewilligung)**

Generalunternehmung

Architektur . Planung . Realisierung

schmid.lu

SCHMID
Ideen verwirklichen.




**52 beste Bauten.**
Baukultur Graubünden
1950–2000

140 Seiten, Fr. 39.–
edition.hochparterre.ch

HOCH
PART
ERRE

# Endlich! Der Klassiker in Neuausgabe

## Architektur erwandern – mitten hinein in die Zivilisation, in die Dörfer, Alpenstädte und entlang der großen Routen.

Mit Farbfotos von Ralph Feiner
Bauplänen, Routenskizzen und Serviceteil
536 Seiten, gebunden, ISBN 978-3-85869-818-6
4., aktualisierte und erweiterte Auflage 2020

Rotpunktverlag